

Amoklauf und andere Krisen an einer Schule

Obwohl krisenhafte Ereignisse wie sog. Schulmassaker oder Amokläufe nur selten vorkommen, ist ihre Anzahl in den letzten Jahren gestiegen.

Das erste School Shooting fand am 13.12.1974 in Olean, New York statt als ein 18-Jähriger Schusswaffen und selbst gebastelte Bomben mit in die Schule brachte (vgl. Wickenhäuser 2005, S. 13). Über 100 weitere (davon der Großteil in den USA) haben seitdem weltweit stattgefunden, 66 davon in den letzten zehn Jahren. Fast 200 Schüler und Lehrkräfte fielen den Gewalttaten zum Opfer (vgl. www.spiegel.de/panorama/justiz/0,1518,612730,00.html.)

Solche Ereignisse kommen meist – da mögliche Anzeichen nur unzureichend wahrgenommen und verstanden werden – unerwartet und überraschend. Sie bringen die Betroffenen in eine existentielle Stresssituation, die sofortiges Handeln erfordert, das über Leben und Tod entscheiden kann.

Auch wenn solche Ereignisse wohl nie vollständig verhindert werden können, kann man ihnen präventiv begegnen und sich auf sie angemessen vorbereiten. Hierzu gehören das Aufstellen von Notfallplänen, das Einüben von günstigen Handlungsweisen in Extremsituationen sowie der Umgang mit den Betroffenen nach dem Ereignis.

Ein Amoklauf ist in den seltensten Fällen nur blindwütige Raserei, die sich impulsiv aus einer Situation heraus ergibt. Bei Amok handelt es sich in aller Regel um eine genau geplante und organisierte Tat. Fast alle Täter beschäftigen sich vor der Tat einige Zeit gedanklich mit dem bevorstehenden Gewaltakt und planen diese oft sehr genau. Die Täter beschaffen sich gezielt die Tatwaffen. Die Opfer werden in den meisten Fällen bewußt ausgewählt.

Der Begriff „Amok“ ist das einzige aus dem Malaiischen entlehnte Wort in der deutschen Sprache. Es bedeutet ursprünglich „im Kampf sein Letztes geben“. Amokkämpfer in Südindien oder Malaysia warfen sich mit Todesverachtung in die Reihen des Feindes. Gefallene Amokkrieger galten als Helden des Volkes und als Lieblinge der Götter. Handlungsreisende berichteten im 16. Jahrhundert über Malayen, die sich mit Opium berauschten, plötzlich mit einem Dolch bewaffnet auf die Straße stürmten und jeden niederstachen, der ihnen begegnete. Dabei riefen sie „Amock“ (vgl. Focus, 18/2002, S. 26).

Tätertypen

Der Amokforscher Lothar Adler (2000) unterscheidet drei Tätertypen:

1. Die Schizophrenen: Sie bekämpfen aus einer Wahnvorstellung heraus irgendwelche bösen Mächte oder Invasoren aus dem All.

2. Die Depressiven: Sie bilden sich ein, durch eine schandhafte Tat etwa die Ehre ihrer Familie befleckt zu haben, und töten, um den ihnen Nahestehenden die Schmach zu ersparen.

3. Die Persönlichkeitsgestörten: In der Regel verbergen sich dahinter narzistische Persönlichkeiten, die beziehungsgestört und leicht kränkbar sind. Sie sind sehr bemüht, sich anzupassen. Zugleich haben sie eine ganz genaue, hochstrebende Vorstellung von sich selbst, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Diese Menschen erleiden deshalb eine Kränkung nach der anderen, und im Gegensatz zu den meisten Menschen vergessen sie keine davon. Die Schmach wühlt und wühlt in ihnen, bis sie irgendwann gegen die ihrer Meinung nach ungerechte Welt losschlagen.

Nahlah Saimeh, ebenfalls Amokforscherin nennt als typische Merkmale von Amokläufern: Sie haben großen Niederlagen erlebt und empfinden sich als Looser. In Familie, Schule oder Beruf sind sie isoliert. Sie besitzen kein funktionierendes soziales Netz. Der Wunsch, „ganz groß rauszukommen“, treibt sie zum Verbrechen.

Phasen eines Amoklaufs

Die Amokforschung hat typische Phasen der Entwicklung eines Amoklaufes herausgearbeitet:

- 1. Zurückweisung:** Ein zentraler psychischer Faktor ist in der Regel eine tiefe Kränkung, oft ausgelöst durch eine zurückgewiesene Verliebtheit, Spott durch Mitschüler oder einen ernsthaften Konflikt mit Lehrern oder der Schulleitung.
- 2. Rückzug in die Fantasie:** Auf die erlebte Zurückweisung reagieren die Betroffenen mit einem Rückzug in die Fantasie, in der Macht und Gewalt in narzistischen Größen und Allmachtsvorstellungen ausgelebt werden.
- 3. Fantasie und Realität vermischen sich:** Diese geheime innere Welt der Kontrolle und Dominanz wird immer weiter ausgebaut, bis sie schließlich bei einigen wenigen die Grenzen in die Realität überschreitet.
- 4. Die Tat:** Am Ende bedarf es gar keines Auslösers mehr. Die Mordgedanken reifen eher wie eine Eiterbeule, die irgendwann platzt.

School Shootings

Der National Research Council in den USA hat Mitte 2002 einen Report über Schulmassaker veröffentlicht, in dem Psychologen, Kriminologen und Verhaltensforscher Täterpersönlichkeiten und Tatabläufe analysieren und Wege zur Prävention aufzeigen:

Die Gemeinsamkeiten:

- Alle Täter waren Jungen
 - Fast alle hatten ungehinderten Zugang zu Waffen
 - Die meisten stammten aus weißen Mittelschichtfamilien
 - Die Täter stammten aus „funktionierenden“ Familien und kamen nicht aus zerrütteten Familienverhältnissen
 - Allen Tätern gemeinsam war eine ausgeprägte Bereitschaft zum Selbstmord, die sie oft vorher artikulierten.
 - **Psychische Auffälligkeiten:** Die Täter wiesen in weit überdurchschnittlichem Maß Anzeichen psychiatrischer Erkrankungen auf, meist Depressionen oder Schizophrenie. Diagnostiziert wurden diese Veränderungen jedoch grundsätzlich erst nach der Tat.
 - **Schusswaffen:** Schusswaffen waren allgegenwärtig und leicht zu beschaffen.
 - **Medien:** Gewaltverherrlichende Video- und Computerspiele sowie Gewalt glorifizierende Musik spielten im Leben der meisten Attentäter zwar eine gewisse, aber nicht die dominante Rolle.
 - **Nachahmer:** Es zeigte sich, dass Gewalttaten, die den Täter prominent machen, bei psychisch instabilen jungen Menschen den Wunsch zur Nachahmung auslösen.
- Weitere Studien (Vgl. Wickenhäuser 2007, S. 31) kommen noch zu den Erkenntnissen dass
- es sich bei den Tätern um introvertierte Einzelgänger handelte, die in ihrer subjektiven Sichtweise keine funktionsfähigen sozialen Strukturen aufweisen.
 - die Täter lange vor der Durchführung ihre Tat planen.
 - die Täter kurz vor der Durchführung ihrer Pläne Andeutungen oder Drohungen zur Umsetzung ihrer Tat machen.
 - direkt vor der Tat oft schwere persönliche Niederlagen erlebt wurden, die als Auslöser zur Realisierung ihrer Tatplanung betrachtet werden können.

Kann man Amokläufe verhindern?

Die Meinungen darüber, ob man Amokläufe verhindern könne, gehen auseinander. Verschiedene Fachleute vertreten die Ansicht, dass derartige Ereignisse eher schicksalhaften Charakter hätten. Dass man sie weder verhindern oder „vorausahnen“ könne. Andere weisen darauf hin, dass es im Vorfeld solcher Ereignisse immer auch Hinweise und Symptome gäbe, die als Hilferufe zu verstehen seien, die zeigten, dass jemand mit seinen Problemen nicht zurecht komme.

Begreift man schwere Gewalttaten und Amokläufe nicht als Schicksalsschläge, sondern als krisenhafte Entwicklungen, so gibt es vielfältige Möglichkeiten auf Warnsignale zu reagieren. Hierzu gehören u.a. Gewaltdrohungen (mit konkreten Zeit und Ortsangaben), Suizidäußerungen, Zugang oder Besitz von Waffen, Rückzug und Isolation, Gefühl der Ausweglosigkeit. Das Problem der Identifizierung solcher Frühwarnsignale liegt jedoch darin, dass sie oft zu wenig trennscharf sind und dadurch auf viele Jugendlichen zutreffen und somit die Gefahr besteht ein Klima von Verdächtigungen zu schaffen. Solche Hinweise, die sich nach Amokläufen immer rekonstruieren lassen und auch immer vorhanden sind vor einer Tat rechtzeitig zu erkennen ist das Ziel des Berliner Leaking-Projektes. „Beim Leaking lässt der Täter seine Tatfantasien oder Pläne im Vorfeld „durchsickern“. Somit bietet dieses Phänomen einen Anhaltspunkt für ein präventives Eingreifen“ (www.leaking-projekt.de).

Im Bereich der primären Prävention gilt es Verantwortlichkeiten in vielfältigen Bereichen zu erkennen und wahrzunehmen:

- **Eltern:** Welchen Erwartungsdruck vermitteln Eltern? Bleibt Zeit für Auseinandersetzung und Anerkennung?
- **Freunde und Bekannte:** Ist genügend Neugier vorhanden, den anderen auch als Mensch kennenzulernen? Wird vom anderen Rechenschaft für sein Verhalten verlangt? Wird eine gewisse Verantwortung für sein „Wohlergehen“ empfunden?
- **Schule:** Werden neben Leistung und Noten auch Mitmenschlichkeit und Solidarität vermittelt und gelebt? Werden Alarmsignale erkannt? Werden Konfliktlösungsmöglichkeiten eingeübt, Schwächen nicht ausgenutzt und Stärken gefördert?
- **Medien:** Werden alle Möglichkeiten der Unterbindung von Gewalt verherrlichenden Medien ausgeschöpft? Wird die Produktion und der Vertrieb solcher Medien auf ihre Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit geprüft?
- **Waffen:** Wie kann verhindert werden, dass Waffen problemlos legal (und illegal) zu beschaffen sind? Wie kann sichergestellt werden, dass Waffen „sicher“ aufbewahrt werden?
- **Gesellschaft:** Wie kann eine Kultur des Friedens und der Anerkennung entwickelt werden, die Gewalt auf allen Ebenen tabuisiert, die auch den Schwächeren eine erstrebenswerte Zukunft und ihren Platz in der Gesellschaft ermöglicht?
- **Politik:** Wie kann erreicht werden, dass Politik sich um die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen stärker kümmert.

Indikatoren, die auf eine substantielle Drohung hinweisen:

- Die Äußerung enthält spezifische Details wie etwa Daten oder Orte.
- Sie wird wiederholt oder vor unterschiedlichen Menschen geäußert.
- Sie enthält konkrete Handlungspläne.
- Der drohende Schüler hat Komplizen oder versucht, Zuschauer für seine Tat zu werben.
- Es liegen konkrete materielle Hinweise vor, beispielsweise eine Schusswaffe oder eine Liste potenzieller Opfer.

Sannah Koch: Wie erkennt man School Shooter? In: Psychologie heute, 11/2007, S. 38

Frank J. Robertz/Ruben Wickenhäuser: Der Riss in der Tafel. Amoklauf und schwere Gewalt in der Schule. Berlin 2007.

Umgang mit Krisenereignissen

Notfallsituationen sind gekennzeichnet durch ihre geringe Wahrscheinlichkeit des Auftretens, durch ihre Unvorhersehbarkeit und Unterschiedlichkeit, durch die Bedrohung für Leben und Wohlbefinden und die Notwendigkeit des schnellen Eingreifens.

„Die Schulleiterin oder der Schulleiter (Schulleitung), die Lehrkräfte, die sonstigen Bediensteten der Schule und die Schülerinnen und Schüler müssen vorbereitet werden, Gewaltvorfälle wie Bombendrohungen, Geiselnahmen usw. und Schadensereignisse wie Brände, Katastrophen, Unglücksfälle richtig einzuschätzen und unter Einschaltung der dafür fachlich zuständigen Stellen zu bewältigen. Die Lehrkräfte und die sonstigen Bediensteten an Schulen sind verpflichtet, sich rechtzeitig mit den dargelegten Verhaltensregeln vertraut zu machen und sie im Ernstfall zu beachten.“ So die Verwaltungsvorschrift 1721.6-7/16 des Kultusministeriums Baden-Württemberg über Gewaltvorfälle und Schadensereignisse an Schulen.

In den letzten Jahren haben fast alle Bundesländer sog. Notfallpläne für Schulen als Verwaltungsvorschriften erlassen. Diese sind unterschiedlich konkret und regeln (wie z.B. in Baden-Württemberg) oft nur Zuständigkeiten.

Trotz dieser Pläne bleibt die Feststellung von Eikenbusch (2005, S. 7) richtig, dass in vielen Krisen Lehrkräfte unvorbereitet, hilflos und unsicher sind. Dabei entscheidet sich ob und wie eine Krisensituation bewältigt werden kann lange vor der Krise durch die Art und Weise der Auseinandersetzung mit und der (inneren und äußeren) Vorbereitung auf solche Notfallsituationen.

- **Notfallpläne:** Individuelle ausgearbeitete Notfallpläne für Schulen, legen fest wer bei Krisen / Notfällen welche Aufgabe übernimmt, wie die Verantwortlichen in Krisenfällen erreichbar sind, was bei bestimmten Ereignissen zu tun ist, wer welche Unterstützung leisten kann, wer die Schüler, die Eltern, die Öffentlichkeit informiert usw. (Vgl. Eikenbusch ebd.) Um mit solchen Plänen auch wirkungsvoll umgehen zu können, ist die Einrichtung von Notfall- oder Krisenteams in der Schule Voraussetzung.

- **Notfallordner:** Als ein wichtiges konkretes Hilfsmittel in der Schule haben sich sog. Notfallordner erwiesen, die an einem leicht zugänglichen zentralen Ort aufgestellt alle wesentlichen Informationen in Form von Checklisten enthalten.

Koordination der Abläufe: Zentral für das Handeln in Notfällen ist der Personenschutz und die Mobilisierung von professionellen Einsatzkräften wie Polizei, Feuerwehr und Rettungsdienste. Regelmäßige Übungen dienen dazu Missverständnisse und Schwierigkeiten zu beheben.

- **Bedrohungsanalyse:** Zur Einschätzung von Bedrohungen bei Drohanrufen, Drohschreiben oder im Internet veröffentlichten Drohformulierungen müssen Fachleute der Polizei hinzugezogen werden.

- **Substantielle Drohungen** müssen ernst genommen werden. Mögliche Reaktionen reichen von Gesprächen mit dem Betroffenen und seinen Eltern über Verhaltenstrainings bis hin zu Strafanzeigen, Hausdurchsuchungen und – bei dringendem Tatverdacht – Festnahme durch die Polizei.

- **Pressearbeit:** Der sensible Umgang mit den Medien, die bei Gewaltdrohungen und Gewaltvorfällen oft dazu neigen nicht sachlich, sondern sensationsheischend und voyeuristisch zu berichten ist wichtig. Es muss klar sein, über wen (ausschließlich) die Presseinformation läuft.

• **Verhalten in Gewaltsituationen:** Eine der schwierigsten Aufgaben ist die Entwicklung von günstigen Handlungsweisen in Gewaltsituationen. Opferschutz geht immer vor der Identifizierung oder Verfolgung des Täters. Deckung und Schutz suchen, Klassen zusammenhalten, Türen verschließen, Fenster und Türen meiden sind dabei grundlegende Verhaltensweisen zu denen auch gehört, dass Fluchtwege für Täter offengelassen und nicht abgeschlossen werden dürfen. (Vgl. Wickenhäuser 2007, S. 214). In speziellen Trainings kann der Umgang mit Gewaltsituationen zwar geübt werden, wie die eigenen Reaktionen in einer Realsituation jedoch tatsächlich sein werden ist nicht planbar.

Umgang mit traumatischen Gewalterlebnissen

Im Kontext von Gewalthandlungen kommt es oft zu traumatischen Erlebnissen die bei Opfern und Zuschauern zu sog. Posttraumatischen Belastungsstörungen führen können. Die Posttraumatische Belastungsstörung ist eine mögliche Folgereaktion eines oder mehrerer traumatischer Ereignisse. Prinzipiell können vier verschiedene Erfahrungszusammenhänge unterschieden werden (Bolt 2005, S. 31):

- Erfahrungen im sozialen Nahraum wie z.B. häusliche Gewalt, sexualisierte Gewalt, Misshandlungen und Vernachlässigungen in der Familie, Trennung durch Scheidung oder Tod.
- Erfahrungen im Gesellschaftskontext, wie Krieg, Folter, Terrorakte, Verfolgung.
- Erfahrungen mit Großschadensereignissen wie Naturkatastrophen, Unglücksfällen.
- Mittelbare Erfahrungen, wie Zeuge von Traumatisierungen von anderen werden, Computerspiele, Horrorfilme.

Es kommt bei einer Traumatisierung oft zum Gefühl von Hilflosigkeit und zu einer existentiellen Erschütterung des Selbst- und Weltverständnisses. Das entscheidende an der Traumatisierung ist der Verlust der Sicherheit und die Unterbrechung des Kontaktes zu anderen. Die Welt und das eigene Leben sind nach dem Trauma nicht mehr wie zuvor; Beziehungen müssen neu aufgebaut und neu definiert werden.

Das Störungsbild ist u.a. geprägt durch:

- sich aufdrängende, belastende Gedanken und Erinnerungen an das Trauma oder Erinnerungslücken (Alpträume, Flashbacks, partielle Amnesie);
- Übererregung (z.B. Schlafstörungen, Schreckhaftigkeit, Konzentrationsstörungen);
- Vermeidungsverhalten (Vermeidung traumaassoziativer Stimuli);
- emotionale Taubheit (z.B. allgemeiner Rückzug, Interesseverlust, innere Teilnahmslosigkeit);
- Verhaltensauffälligkeiten (z.B. bei Kindern und Jugendlichen).

Die Symptomatik ist individuell sehr verschieden und kann auch nach mehrjähriger Verzögerung nach dem traumatischen Geschehen noch auftreten. Die Häufigkeit des Auftretens ist abhängig von der Art des Trauma.

Schritte

Die „Erstversorgung“ traumatisierter Personen wird als zeitnahe Maßnahme (beginnend am Ort des Geschehens) oft von sog. Kriseninterventions-Teams vorgenommen. Die sich anschließenden Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategien verlaufen i.d.R. in drei Stufen:

1. Stabilisierung, Kommunikation, Sicherheit: Herstellung von äußerer (und innerer) Sicherheit: Schutz vor Wiederholung der traumatischen Ereignisse, Ausschluss von Kontaktmöglichkeiten zum Täter, Herstellung einer sicheren Beziehung und verlässlichen Kommunikationsbasis durch feste Bezugspersonen. Bewusste aktive Planung (Strukturierung) des Alltags usw.

2. Verarbeitung und Erinnern des Traumas, Trauerarbeit durch verbale und nonverbale Ausdrucksformen, Wiedererleben und Durcharbeiten.

3. (Re-)Integration, Aktivierung eigener Ressourcen durch Mobilisierung der Selbstheilungskräfte. Gewinnung neuer Sinnzusammenhänge und Lebensperspektiven.

Die erste Stufe wird dabei oft der traumapädagogischen Arbeit zugeschrieben, während die Stufen zwei und drei als Aufgaben der Traumatherapie bezeichnet werden.

Als Grundregel kann gelten: Die Auseinandersetzung mit den belastenden Ereignissen ist besser als diese zu verdrängen, zu verleugnen oder zu verniedlichen, auch wenn dies für den Moment schmerzhafter ist (vgl. Gugel/Jäger 1999, S. 123 ff.).

Handlungsmöglichkeiten

- **Den Hilferuf erkennen:** Kinder, die zu klein sind um komplexe Gefühle verbal auszudrücken, formulieren ihren Hilferuf indem sie auf frühere Verhaltensstufen regredieren (z.B. wieder einnässen), indem sie vorübergehend bereits erworbene Fähigkeiten verlieren oder indem sie sich an Elternteile oder andere Personen klammern.
 - **Gedanken und Ängste ausdrücken:** Ältere Kinder sollten ermutigt werden ihre Gedanken und Ängste durch erzählen, singen, spielen, malen usw. auszudrücken. Erwachsene haben dabei eher die Rolle des aktiven Zuhörers. Neben Einzelgesprächen spielt auch die Arbeit in Gruppen von Betroffenen eine wichtige Rolle. Künstlerische Ausdrucksformen (zeichnen, basteln, werken, gestalten) stellen eine spezifische Art der Auseinandersetzung mit den traumatischen Erlebnissen sowie eine Möglichkeit der Bewältigung dar.
 - **Trauer und Abschied ermöglichen:** Wenn Geschwister, Eltern oder Bekannte ums Leben kamen, ist es wichtig den Prozess des Trauerns zu ermöglichen. Hierzu gehört als erstes, dass die betroffenen Kinder die Toten subjektiv auch als Tote (und nicht als Vermisste, die irgendwann wiederkommen) wahrnehmen, sowie, dass sie wo immer möglich, an den Todes-Zeremonien und -Ritualen beteiligt werden.
 - **Sicherheit geben:** Ein wichtiger Weg um bei diesen Kindern die seelische Gesundheit wieder herzustellen ist, ihnen wieder die Sicherheit zu geben, dass ihre einst relativ stabile Welt, die durch ein plötzliches Ereignis aus den Fugen geraten ist, wieder eine neue Ordnung erhalten kann.
 - **Nähe und Geborgenheit vermitteln:** Gerade Kinder benötigen zwischenmenschliche Wärme, das Gefühl von Angenommensein und Geborgenheit. Dies ist in Extremsituationen besonders wichtig und zugleich besonders schwierig zu vermitteln.
 - **Zur täglichen Routine zurückfinden:** Bei der Herstellung von Verlässlichkeit und Sicherheit spielen wiederkehrende Rituale sowie gleichbleibende täglichen Routine eine wichtige Rolle. Die meisten Kinder können durch solche Maßnahmen innerhalb weniger Monate die mit den traumatischen Erfahrungen verbundenen Ängste überwinden.
- Wichtig ist es auch zu berücksichtigen, dass neue Geborgenheit und Vertrauen sich am effektivsten die Traumatisierten selbst gegenseitig geben können. Dies spricht dafür, vor allem bei Erwachsenen Selbsthilfegruppen anzubieten.

• **Nichts ist wie vorher:** Die durch krisenhafte Ereignisse (Verletzungen, Tötungen, Selbsttötungen) herbeigeführte Situation verändert das Leben der Betroffenen grundlegend und dauerhaft. Was bisher war, ist nicht mehr herstellbar. Das Leben „muss“ zwar (irgendwie) weitergehen, der Blick in den Abgrund getan, dabei die Nähe des Todes erfahren und dabei Angehörige, Freunde oder Bekannte verloren zu haben, verändert aber alles was bisher war grundlegend.

Auszug aus: Günther Gugel: Handbuch Gewaltprävention. Für Sekundarstufen und die Arbeit mit Jugendlichen. Tübingen 2010. i.E.

© Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V.